

Vorwort

In traditionellen Kulturen braucht Musik eigentlich keinen Rahmen, sie kommt aus der Lebensmitte heraus: spontan, selbstverständlich, ungezwungen. Sie ist Teil des Alltags, prägt diesen und entfaltet darin ihre ausdruckssteigernde, gruppenintensivierende, emotionalisierende, präventive, heilende und spirituelle Potenz. In unserer heutigen Kultur hat Musik vielfältige Aufgaben: ergreifend, herausfordernd, aufrüttelnd, auch ansteckend kommt sie gelegentlich daher, reißt uns aus Routinen, lässt uns aufmerken, zuhören, bewegt uns. Das ist es auch, was Musik in der präventiven Arbeit bewirken kann: Musik steckt an, begeistert, bindet an eine Aufgabe, an eine Gemeinschaft, motiviert und fördert, lässt Gefühle aufleben, ermutigt, sie zu zeigen, damit zu experimentieren und sich damit zu verbinden. So erleben Menschen Lebendigkeit und Sinnhaftigkeit und Erfüllung, erfahren aber auch, was Lernen heißt, und Disziplin, Zuhören und Teilhaben, Hingabe und Selbstveräußerung.

Über lange Jahre lag die klinische Arbeit im Zentrum der Aufmerksamkeit von Musiktherapeutinnen und Musiktherapeuten. Mit Filmen wie „Die Kinder des Monsieur Matthieu“, „Wie im Himmel“ oder „Rhythm is it“ ist der präventive Charakter der Musik bereits vor einigen Jahren wieder mehr ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gerückt. Auf dem Europäischen Musiktherapiekongress in Cadix 2010 fanden sich erstmals auch präventive Initiativen aus verschiedenen Ländern zu einem round table zusammen und diskutierten die Chancen und Herausforderungen präventiver musiktherapeutischer Projekte.

Mir wurde dabei in bewegender Weise bewusst, wie sehr Musik nicht nur eine Ressourcen stärkende, salutogenetische, sondern auch eine Versöhnung und Frieden stiftende Kraft hat. Initiativen von MusiktherapeutInnen im Sinne präventiver Projekte in den Krisengebieten dieser Erde, in Irland, Israel und Korea, zeugen davon, welche Potenz uns mit der Musik in die Hände gelegt ist. Musik mit seinem kreativen Potenzial an der Schnittstelle von Kunst, Pädagogik und Therapie bietet ideale Einsatzmöglichkeiten für niederschwellige, kulturübergreifende und gleichzeitig hocheffektive Präventivangebote.

In einer von strukturellen Umbrüchen gekennzeichneten Gesellschaft werden präventive Aufgaben zunehmend in institutionelle Settings verschoben. Prävention wird damit heute zu einer zentralen Aufgabe, die von den Sozialwissenschaften sowie von pädagogischen und therapeutischen Berufsgruppen professionelle Konzepte einfordert. Deren methodische Umsetzung allerdings sollte eingebettet sein in ein spezifisches Verständnis von psychischen und gruppendynamischen Prozessen.

Der hier vorliegende Band der 19. Musiktherapie-Tagung am Freien Musikzentrum München stellt exemplarisch musiktherapeutische Projekte in unterschiedlichen Settings vor und diskutiert, welchen Beitrag Musiktherapeuten in der Prävention leisten können.

Den Beginn macht Monika Nöcker-Ribaupierre. Sie unterstreicht als grundlegenden Gedanken, wie wichtig Bindung als präventiver Faktor für sekundäre Entwicklungsstörungen ist. Denn eine nicht geringe Anzahl von Kindern kommt mit Entwicklung behindernden Problemen oder Störungen auf die Welt. Ob und wie diese Probleme am Lebensanfang ihr weiteres Leben beeinträchtigen, hängt u. a. mit der Bindung an ihre primäre Bezugsperson zusammen. Musiktherapie hat hier das Potential, von Anfang an die prägende Bindung von Mutter und Kind zu unterstützen und damit sekundären Entwicklungsstörungen vorzubeugen. Das Wissen darüber und verschiedene musiktherapeutische Ansätze in der präventiven Arbeit mit Kleinstkindern und deren Bezugspersonen werden dargestellt und diskutiert.

„Musik – Integration – Entwicklung“ bildet den roten Faden von Michaela Weyands Beitrag über ein Musikprojekt mit Kindern aus sozial benachteiligten Familien und/oder mit Migrationshintergrund. Anhand einer qualitativen Pilotstudie stellt die Referentin ihre Arbeit mit gemischt kulturellen Kindergruppen in zwei stadtteilnahen Begegnungszentren vor und zeigt auf, welche Möglichkeiten die freie musikorientierte Arbeit mit psychotherapeutischer Grundhaltung bereitstellen kann, um in einem von Deprivation geprägten Umfeld Prozesse von Gesundheitsförderung, Empowerment und Integration zu unterstützen.

Mit „Trommelpower“ stellt Andreas Wöfl ein von ihm mit Kollegen entwickeltes Projektmodell für die präventive Arbeit in Schulen vor. Darin wurden musiktherapeutische Elemente konzeptionell für die Arbeit im Bereich Gewaltprävention modifiziert. Das Konzept wurde 2009 in der Pilotstudie »Musik für ein besseres Miteinander« in zwei 5. Klassen an Münchner Hauptschulen durchgeführt und wissenschaftlich evaluiert. Der Beitrag stellt das Projektmodell vor und zeigt wichtige Schlussfolgerungen für die Praxis im Bereich Gewaltprävention auf.

Aus reicher Erfahrung speist sich Marie-Luise Zimmers Beitrag über das Projekt »Pegasus«, ein musiktherapeutisches Gruppenangebot für Kinder und Jugendliche, deren Eltern oder Geschwister an Krebs erkrankt sind. Kinder und jugendlicher chronisch kranker Eltern stellen eine Risikogruppe für später auftretende psychische Störungen dar. Erst in den letzten Jahren sind diese Kinder verstärkt in den Fokus therapeutischer Bemühungen gerückt; gezielte Prävention in unserem bestehenden Versorgungssystem gibt es nicht. Wie dringend notwendig derartige Angebote sein können, wird praxisnah, bewegend und eindringlich veranschaulicht.

Nach diesen drei Projektdarstellungen führt der Beitrag von Tonius Timmermann mehr ins Politische. Unter dem Titel „Transgenerationale Aspekte in der Musiktherapie und musiktherapeutischen Prävention“ macht er deutlich, dass die unbewusste transgenerationale Übertragung von Verhaltensmustern, Erfahrungen, Gefühlen, von Bindungs- und anderen Kommunikationsstörungen, von sozialer Ausgrenzung und Gewalt nicht mehr nur familienintern lösbar ist. In einem Europa des 21. Jahrhunderts, nach 2 Weltkriegen und anderen ethnischen Auseinandersetzungen ist dies sowohl für die Psychotherapie allgemein als auch für die Musiktherapie ein wichtiges Thema. Darüber hinaus ist es aber auch eine Herausforderung für das öffentliche Erziehungssystem. Timmermann skizziert neben einem Fallbeispiel den Forschungsschwerpunkt »Fördermaßnahmen für Kinder und Jugendliche« der Universität Augsburg, in den die Musiktherapie einbezogen ist.

Dieses Buch kann nur exemplarisch verschiedene Präventionsangebote darstellen und deren Relevanz anhand von eindrücklichen Fallbeispielen und Forschungsergebnissen verdeutlichen. Sie stehen für eine Reihe weiterer Projekte, die in den letzten Jahren entstanden sind, und sie mögen Anregung sein für hoffentlich viele weitere Initiativen, auch im Erwachsenen- und Seniorenbereich. In diesem Sinne möchte ich allen Autoren dieses Buches herzlich danken, dass sie ihre Ideen, Konzepte und Projekte hier zur Verfügung gestellt haben.

München/Heidelberg im Oktober 2011
Dorothee von Moreau

